

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1902)
Heft: 13-14

Artikel: Ueber die Lage verantwortlicher Staatsmänner gegenüber den Forderungen des Christentums
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Friede.

Offizielles Vereins-Organ des Schweizerischen Friedensvereins.

Sprechsaal der Friedensfreunde des In- und Auslandes

enthaltend das

Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.

Abonnementspreis per Jahr: In der Schweiz Fr. 2. — (für Mitglieder und Nichtmitglieder); im Weltpostverein portofrei Fr. 3. 60. Einzelne Exemplare à 10 Cts. Inserate per einspaltige Petitzeile 15 Cts. — Das Blatt erscheint am 20. jeden Monats in einer Doppelnummer von 6—8 Seiten.

Redaktion: Für den Vorort des Schweizerischen Friedensvereins, R. Geering-Christ, Eulerstrasse 55, Basel. — Einsendungen sind an letztere Adresse zu richten.

Annoncen nehmen die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, sowie sämtliche Annoncenbureaux entgegen.

Inhalt: Motto. — Frühlingsglaube (Gedicht). — Ueber die Lage verantwortlicher Staatsmänner gegenüber den Forderungen des Christentums. — Kostenpreis des Kanonenfutters. — Die weiblichen Friedensfreunde in Monaco. — Studentenchauvinismus. — Ausführung der Beschlüsse des XI. Friedenskongresses. — Bertha von Suttner's Roman „Die Waffen nieder!“ — Verschiedenes. — Inserate.

Motto.

Ein Bund der europäischen Nationen muss durch Vertreter jedes Landes zusammengehalten werden, deren erster Ausspruch sein muss: „Der Krieg wird für unmöglich erklärt“.

Garibaldi.

Frühlingsglaube.

Von Gottfried Keller.

Es wandert eine schöne Sage,
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehndend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von gold'ner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zu Einem König, Gott und Hirt!
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Der jene Hoffnung gab verloren
Und bösslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren,
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Ueber die Lage verantwortlicher Staatsmänner gegenüber den Forderungen des Christentums.

Vortrag, gehalten von Privatdozent Dr. Förster, am 24. Februar, anlässlich der Generalversammlung der Sektion Zürich des Schweizerischen Friedensvereins.*

Meine Damen und Herren! Einer der begeistertsten Vorkämpfer des Völkerfriedens, Moritz von Egide, der leider zu früh verstorben ist, hat das schöne Wort gesprochen: „Religion nicht neben unserem Leben, unser Leben selbst Religion!“ Er hat das Wort

* Nach stenographischer Niederschrift.

gesprochen, ich möchte sagen, mit der Sehnsucht der ersten Christen, die nicht erwarten konnten, bis sich der Himmel selber auf die Erde herabsenkte, und alle Kreatur erlöst würde; er hat es gesprochen mit der Andacht des echten Gläubigen, der da betet „dein Reich komme zu uns, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“ und er hat es gesprochen mitten in dem tiefen Zwiespalt, der auf unserer Kultur lastet, dem Zwiespalt zwischen dem Bekenntnis der Feiertage und dem Gewissen des Werktages. Er war bis zu seinem letzten Tage von der Hoffnung beseelt, dass er einst den deutschen Kaiser werde gewinnen können für den Gedanken, dass jetzt der Tag gekommen sei, wo mit der Anwendung des Christentums auf das Leben Ernst gemacht werden könne und müsse, und dass die Verhältnisse der modernen Kultur so fieberhaft verworren seien, dass kein anderer Weg mehr übrig bleibe, als endlich mit der Anwendung der tiefsten Lebensweisheit Ernst zu machen. Er war der Ansicht, dass eine solche Anwendung des Christentums auf die Politik die allertiefste Realpolitik sei, und er ist in diesem Glauben gestorben. Nun drängt sich Ihnen aber gewiss allen die Frage auf gegenüber diesen Worten „Religion nicht neben unserem Leben, unser Leben selbst Religion!“ ob es möglich ist, mit den Forderungen des Christentums Ernst zu machen, und in dem nackten und brutalen Daseinskampf der Völker die Bergpredigt anzuwenden. Nehmen wir das grösste, das eigentlich tiefste Mysterium des Christentums: dasjenige des Opfers, so anerkennen wir alle, dass es für das persönliche Leben die tiefste Anwendung hat. Jeder hat es erfahren, dass derjenige Mensch, der sich loslösen will von der Gemeinschaft, verurteilt wird vom Gesetze des Lebens selber, dass seine letzten Worte immer die sind „o wär ich nie geboren!“, also die tiefste Repression und Negation seiner Existenz, weil die Erkenntnis unabweisbar ist, dass eben der Einzelne nicht Uebermensch sein kann, ohne vom Leben selber gerichtet zu werden. Aber in Bezug auf die Politik herrscht eine ganz andere Ansicht: die Ansicht, dass kein jüngstes Gericht existiert, dass der Staat der Uebermensch sein solle und sein müsse; dass er sogar eine sittliche Pflicht habe, seine rücksichtslose Selbstbehauptung über alle Gewissensbedenken hinweg zu setzen. So sagt der berühmte Kirchenrechtslehrer Sohm: so gewiss das Volk kein Einzelner ist, so gewiss ist das Volk auch kein

Christ; das Volk ist der Uebermensch. Damit will er sagen, dass sich die Rechtsordnung der Völker emanzipieren muss von den Forderungen des Christentums, und er behauptet, dass hier ganz andere Gesetze gelten. Der Staat ist für ihn eben diejenige Institution, die dem einzelnen Menschen erst das sittliche Leben in der Gemeinschaft möglich macht: er erzieht den Menschen erst zum überindividuellen Leben; folglich muss der Staat sich behaupten, und das kann er im heutigen Kulturzustande nur dadurch, dass er das Recht seiner Selbstbehauptung als sein höchstes Gesetz anerkennt. Dann sehen Sie eine andere, ebenso tiefe Lehre des Christentums: die Lehre vom unendlichen Wert jeder einzelnen Seele. Ja, wie ist diese Forderung zu denken? wird gefragt. Kann der Staat sich eins erklären mit dieser Ehrfurcht vor dem Leben des Einzelnen; muss er nicht sagen, dass er, der die Lebenszwecke von Millionen zu vertreten hat, das Recht hat, mit dem Leben des Einzelnen gleichgültig umzugehen? Steht hier nicht Einer gegen Viele? Wir treffen also auch hier wieder den Zweifel, ob jene Forderung des Christentums die Grundlage werden könne der Staatsraison und der Staatspolitik. Sie wissen, von Iphigenie an, die geopfert wurde für den Feldzug der Griechen gegen Troja, sind Menschenopfer gefallen für das Wohl des Staates. Und jüngst bei der grossen Dreyfuss-Affäre in Frankreich haben Sie wieder gesehen, wie diese Frage alle Gewissen erregt hat, ob der Staat das Recht habe, über ein einzelnes Individuum hinweg zu schreiten. Es wurde behauptet, dass selbst wenn Dreyfuss unschuldig wäre, er geopfert werden müsse, denn die in Frage stehende Gefährdung der sozialen Ordnung sei so verhängnisvoll, dass man schon ein einzelnes Leben opfern könne. Sie sehen überall die Frage, ob denn wirklich auch der Staat und sein verantwortlicher Leiter, der Staatsmann, die Möglichkeit habe, den Geboten des Christentums zu folgen, ja, ob er vielmehr nicht gerade die sittliche Pflicht habe, diesen Geboten ins Gesicht zu schlagen. Sie erinnern sich wohl an die Worte, die Wallenstein zu Max Piccolomini sagt: „Wer nicht vertrieben sein will, muss vertreiben; da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt; dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten.“ Und dann spricht er von dämonischen Kräften, die der Mensch nur beiseitigen kann, wenn er selbst dämonisch wird und einen Pakt mit diesen Kräften schliesst. „Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt, und keiner lebet, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen.“ Hier sehen Sie den ganzen tragischen Konflikt des Staatsmannes; von allen Menschen, die dem Gesamtinteresse ein Opfer zu bringen haben, hat er das schwerste zu bringen: das Heil seiner Seele, seine sittlichen Empfindungen tot zu machen, um dem Gebote des harten Daseinskampfes zu genügen. Soweit der Staatsmann die Aktionen des Staates lenkt, muss er jenseits von Gut und Böse stehen. Er hat keine andere Verantwortlichkeit für seine Aktionen als die, dass er sich rechtfertigen kann vor dem Gesamtinteresse des Staates. Dies ist auch die Ansicht, die heute gang und gäbe ist. Für die meisten Staatsmänner ist noch heute die Schöpfung und Selbstbehauptung eines staatlichen Interesses sozusagen ein „Naturphänomen“, das sich jenseits aller sittlichen Beurteilung vollzieht, und dessen elementare Lebensfunktion geradezu gefährdet ist, wenn man mit den Empfindungen des Privat-Gewissens da hinein redet. Gerade wie die Natur ihren gewaltigen Evolutionsprozess schafft dadurch, dass sie tausend Lebenskeime unterdrückt, so stellt man sich auch die Welt des Staatsmannes dar, der Tausende vernichtet, um, wie Napoleon das getan hat, aus diesem grossen Mechanismus

des Schaffens und Vernichtens unter dem Stöhnen und Aechzen der Kreatur eine neue soziale Ordnung emporsteigen zu lassen. Treitschke sagt von der tragischen Stellung des Staatsmannes: „Der Staatsmann hat nicht das Recht, sich die Hände zu wärmen an den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes mit dem behaglichen Selbstlob: Ich habe nie gelogen; das ist die Tugend des Mönches“, und auch Napoleon hat seine Stellung so aufgefasst: Ich bin ein Instrument in der Hand Gottes. Und gegen diejenigen, die das Christentum auf die Politik anwenden wollen, hat er den Satz gewendet: „Ich betrachte mit mitleidigem Lächeln diejenigen, welche das Christentum auf die Politik anwenden wollen und ganz vergessen das erhabene Wort des Stiflers: Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist und gebet Gott, was Gottes ist.“

Hier also die Ansicht, dass die Religion keine Deutung und keine Führung gibt für die Kämpfe des Völkerlebens, dass sie vielmehr der jenseitigen Welt angehört, und dass sie nicht die tiefsten Lebenserfahrungen der Menschheit widerspiegelt mit Bezug auf den Zusammenhang von Schuld und Schicksal in diesem Leben des Völker- und Rassenkampfes. Dann sagt er an einer anderen Stelle: „Erhebet eure Phantasie und sehet, dass die Staatsmänner, die euch grausam und gewalttätig verkennen, nichts als Menschen sind, die ihre Gefühle zu beherrschen und höheren Zwecken unterzuordnen wissen.“ Sie wissen, dass er zum russischen Kaiser sagte: „Ich kümmerge mich um hunderttausend Menschen nicht mehr, als um eine Prise Tabak.“ Das ist die Auffassung des Staatsmannes, der sich als der Vollstrecker grosser Naturwirkungen vorkommt! Er opfert sein Gewissen und tritt ein in diesen elementaren, kosmischen Prozess, in dem sich die menschliche Gesellschaft vorwärts bewegt. Diese Auffassung des Christentums aus dem Grundsatz der Politik ist am konsequentesten begründet worden von Machiavelli, weshalb man heute diese ganze Staatsraison einfach als Machiavellismus bezeichnet. Er hat bekanntlich in seinem Buche „il principe“ eine ganze Reihe von Ratschlägen gegeben, die derjenige zu befolgen habe, der ein grosses Staatswesen gründen und erhalten wolle. Dieses Buch ist im Laufe der Geschichte von unzähligen Menschen widerlegt worden — wenigstens hat man es widerlegen wollen — aber diese Widerlegungen sind leider meist verfasst worden von Menschen, die nicht auf der geistigen Höhe Machiavellis standen, sondern die glaubten, man könne seine Argumente widerlegen dadurch, dass man einige wohlgesinnte Phrasen ins Feld führe! Er aber stellt uns vor die eherne Notwendigkeit: Ihr wollt den Staat; gut, wenn ihr den Staat wollt, so wollt ihr auch den Krieg, denn ihr müsst Gewalt haben und brauchen, um die widerstrebenden Elemente im Staate in Blut und Eisen niederzuzwingen. Man hat Machiavelli mit seiner Lehre für einen grossen „Verbrecher“ erklärt, während aber demjenigen, der seine Schriften aufmerksam liest,

Papierhandlung Rudolf Furrer, Zürich


Vollständige Bureaueinrichtungen für kaufmännische Geschäfte und Administrationen.

— Druck-, Perforier- und Numerier-Arbeiten. — 5

Patentinhaber des verbesserten Schapirographen

Diplom der kant. Gewerbeausstellung Zürich 1894.

Patent \oplus Nr. 6449.

 Bester und billigster Vervielfältigungsapparat zur selbstständigen Herstellung von Drucksachen aller Art, sowie zur Vervielfältigung von Briefen, Zeichnungen, Noten, Plänen, Programmen etc. Das Abwaschen wie beim Hektographen fällt ganz dahin. — Ausführliche Prospekte stehen gerne zu Diensten.

nichts klarer ist, als dass er einer der grössten Patrioten gewesen ist, die es je gegeben hat. Wie Dante nach Kaiser Heinrich VII., so hat Machiavelli sich gesehnt nach einem Gewaltmenschen, der inmitten der Zersplitterung der Kräfte mit gewaltsamer Faust diese Kräfte wieder zusammenfassen würde zu einem einheitlichen Staatswesen. Er stellte den Gedanken auf, dass man einfach, wenn man den Forderungen des Christentums Folge gebe, in der Politik in Blut und Lächerlichkeit untergehen müsse, und dass ein Gewaltmensch da sein müsse. Er hat den Verbrecher Cäsar Borgia nicht deshalb gefeiert, weil er, etwa wie Nietzsche das getan hat, den Uebermenschen verherrlichen wollte, sondern gerade deshalb, weil er gegen den Individualismus ist, weil er den Gewaltmenschen ausspielen wollte gegen die Renaissance. Aus all den widerstreitenden Kräften suchte er die schonungsloseste heraus. Er nahm die wildeste Kraft herein und gab ihr den Auftrag, die andern zusammenzuballen. Erinnern Sie sich an die Stimmung, der Geibel Ausdruck gegeben hat, damals, als man sich in Deutschland sehnte nach einem Mann, der die zerrissenen Stämme zusammenrufen würde. Diese Stimmung ist dieselbe, die in Machiavelli lebte. Er fühlt sich als der Vollstrecker einer grossen sozialen Entwicklung, die aus dem Chaos sich erhebt, und in diesem Namen predigt er die Gewalt als Mittel, aufzubauen. Nun weiss Machiavelli ganz gut, dass eine solche Gewaltpolitik, die sich emanzipiert vom Christentum, für den christlich erzogenen Menschen ein Opfer bedeutet. Er sagt daher: gut, — wer das Opfer nicht bringen kann oder will, der bleibe im Privatleben, wer aber das Staatsruder in die Hand nimmt, der muss dieses Opfer unbedingt bringen. Er glaubt, man müsse es machen, wie Philipp von Macedonien: „Der trieb die Menschen von Land zu Land, wie Hirten ihre Herde — wer das nicht kann, von dem ist es besser, er kehre ins Privatleben zurück.“ Dann sagt er vom Christentum: „Unsere Religion verlangt die Stärke mehr zum Leiden, als um eine tapfere Tat zu vollbringen; so ist es gekommen, dass die Welt zur Beute von Bösewichtern geworden ist.“

Da sehen wir, dass sich Machiavelli auf den Standpunkt stellt: „Ich, Politiker, kümmere mich um keine Tradition; ich habe zu fragen, „welches sind die Bedingungen für die Gründung und Erhaltung und Festigung des Staates?“ Indem nun Machiavelli diese Untersuchung macht, kommt er auf den Gedanken, dass alles, was die Tradition heilig spricht — Mitgefühl, Erbarmen, die Heiligkeit des individuellen Lebens, das Opfer u. s. w. — zu verwerfen ist, weil diese Dinge einem Moralsystem angehören, das nicht mehr zu brauchen ist. Er ist der Schöpfer der weltlichen Staatswissenschaft, und die Jesuiten haben das auch sofort gemerkt. Sie fühlten, hier sei ein Mann, der das menschliche Handeln emanzipieren will von der grossen Tradition. Sie haben versucht, Machiavelli zu bekämpfen. Wenn dieser sagt, das Christentum habe die Menschen verweichlicht, wir brauchen Verbrecher, so sagt der Jesuit Osorio: „Man kann doch auch die Bibel für Politiker brauchen, wenn man sie nur recht auszulegen versteht. Er schliesst, dass der rechte Bibelkundige sehr wohl ein Seelsorger werden könne auch für den skrupellosen Staatsmann. Machiavelli geht so weit, dass er die alte heidnische Religion mit ihren Tierhetzen preist. Er sagt: „Das waren noch Schauspiele, die den Menschen zur Stärke erzogen, während uns die christliche Religion unfähig macht, unsere sozialen und politischen Aufgaben zu erfüllen. Auf Grund dieser und ähnlicher Aeusserungen hat man Machiavelli als Verbrecher verschrien; aber die ganze Praxis der Staatsmänner ist seitdem

im wesentlichen auf dem Boden Machiavellis geblieben. Sie wissen vielleicht, dass Friedrich der Grosse ein Buch gegen den grossen Florentiner geschrieben hat, während er in seiner eigenen Politik durchaus Machiavelli folgte! Sie können sehen, dass man überall, wo in einer Nation im Laufe der geschichtlichen Entwicklung eine Einheit gebildet wird, die zerstreuten Kräfte sich wieder zusammenballen, wieder Machiavellis Lehre zu preisen beginnt. Als in Deutschland das Verlangen nach einer neuen Einheit sich zu mehren begann, da schrieb Bollmann lange vor Bismarck: „Deutschland ist nicht zu retten, wenn nicht ein kriegerischer Fürst aufersteht, der im Innern das Wohl des Volkes heilig hält — aber nach Aussen weder Ehre, noch Schande, weder Erbarmen, noch Gerechtigkeit kennt.“

Sie wissen alle, wie sich die Einigung Deutschlands unter dem Zeichen dieser Gedankenkreise vollzogen hat; wenn wir nun die ganze Stellung der Staatsmänner ins Auge fassen, welche die Staatsmänner seit Machiavelli eingenommen haben, so sehen wir eines: diese Staatsmänner, Napoleon an der Spitze, haben überall den Gedanken vertreten, dass das, was das Christentum uns verkündet, eine Lehre ist, die lediglich in den Jenseitshoffnungen des Menschen wurzelt, eine Lehre, welche aus alten Urkunden kommt, die keine Beziehung zur Wirklichkeit haben. Ueberall lehnen die Staatsmänner eine solche Einrede ab, weil sie behaupten: wir haben uns mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen; das Christentum ist aber die Lehre vom Jenseits; sie ist gestiftet worden von Menschen, die mit ihren Gedanken mehr im Jenseits als im Diesseits lebten. Sie sagen: das Christentum orientiert uns nicht in dem Kampfe des Lebens, nicht in der Wirklichkeit. Nun sage ich: dem gegenüber haben einmal nicht nur alle Freidenker, sondern ebenso alle Vertreter des Christentums die grosse Aufgabe, das Christentum nicht bloss zu predigen, nicht bloss die alten ehrwürdigen Worte zu Gehör zu bringen, sondern auch die Aufgabe, einmal zu zeigen, welche Wurzeln eigentlich das Christentum in der Wirklichkeit hat. Wir haben die Tatsache zu zeigen, dass das, was die Bergpredigt verkündet, die allerpraktischste Realpolitik ist, dass das Christentum die tiefste Orientierung des Menschen in der Wirklichkeit ist, dass das Christentum Lehren aufgestellt hat, die den grossen Zusammenhang von Schuld und Schicksal im Leben in grosse Symbole gefasst hat, und dass wir die Aufgabe haben, diese Symbole zu interpretieren und zu zeigen, welche Wurzeln sie in der Wirklichkeit haben. Wer die höchste Erkenntnis, wie sie im Christentum niedergelegt ist, oberflächlich ansieht, der meint es sei eine Lehre, die in der Luft schwebt; wer aber näher zusieht, der merkt, welche ungeheuer tiefe Wurzeln diese Lehre in der Wirklichkeit hat. Und von diesem Standpunkt aus haben wir uns einmal mit den Vertretern der alten Staatsraison auseinanderzusetzen und zu fragen, ob diese Lehre vom Werte des einzelnen Individuums, vom Erbarmen und Opfer, nicht auch zu den Fundamenten der staatlichen Existenz gehört. Ich will Ihnen einmal meine persönliche Meinung durch ein Beispiel illustrieren: Man hat in England dem Lord Kitchener die grössten Vorwürfe gemacht, weil er das Grab des Madi im Sudan habe zerstören lassen und dessen Ueberreste in alle Winde zerstreute. Damals sagte Lord Kitchener, er habe dies um der Staatsraison willen tun müssen.

(Fortsetzung folgt.)